Bernsteinfarbenes Glück



Kaltes Schmuddelwetter auf Hiddensee? Herrlich! Denn jetzt ist die richtige Zeit, um hier Ruhe, stürmische Energie und manchmal sogar einen Millionen Jahre alten Schatz zu finden

Von Rike Uhlenkamp (Text) und Sascha Montag (Fotos)

Als ich in vorsichtiger Hoffnung auf Sonnenstrahlen morgens in meinem Hotelzimmer den Vorhang zur Seite schiebe, blicke ich in eine graue Suppe. Nur mit Mühe erkenne ich das Haus nebenan. Der dichte Nebel stiehlt alle Farben aus der Welt, nimmt mir die Sicht und für einen Moment auch die Energie, Hiddensee zu erkunden. „Wollen Sie bei diesem Wetter die Führung wirklich machen?“, fragt eine Stunde später Nationalpark-Rangerin Christiane Wolff, als wir sie vor unserer Unterkunft im Dörfchen Kloster treffen. Gestärkt vom Frühstück, in dicker Jacke und mit Gummistiefeln wollen wir!

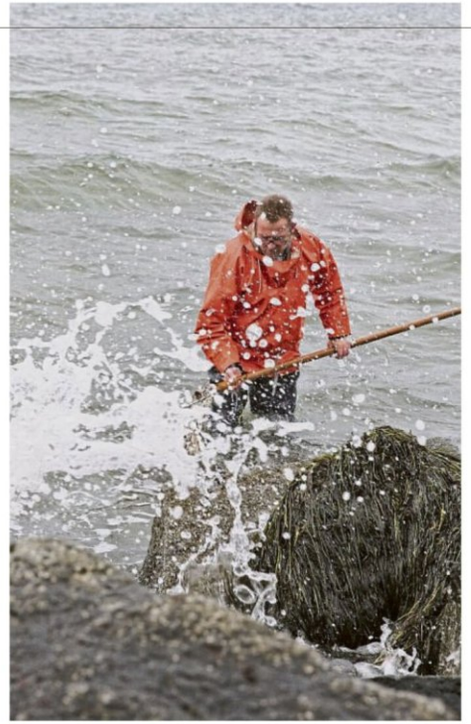
Mit dem E-Fahrrad fährt Wolff, 56, das hellblonde Haar mit einem Tuch aus dem Gesicht gebunden, zügig voran, wir strampeln hinterher. Unser Ziel: der Enddorn, die nördlichste Spitze Hiddensees. Dort, an den Steilklippen, sagt Wolff, könne man am besten erkennen, wie die Insel einst entstanden ist, und zuschauen, wie sie sich bis heute verändert. „Und wenn wir Glück haben, finden wir sogar einen interessanten Stein oder gar ein Fossil“, ermutigt sie uns.

In der Nebensaison, in der eine der sonnenreichsten Inseln Deutschlands gerne mal in Nebel und Nieselregen versinkt, leert sich Hiddensee. Der 17 Kilometer lange Strand, der fast die gesamte Westküste ausmacht, die Heidelandschaften in der Inselmitte, die Dornbusch genannte Hügellandschaft im Norden, die vier Ortschaften Kloster, Vitte, Neuendorf, Grieben, die Museen und Restaurants – all das gehört dann wieder den rund 1000 Einheimischen. Wer nun auf die schmale Insel vor der Küste Rügens reist, ausgestattet mit Regenjacke, Schal und Mütze, findet Ruhe und erholsame Einsamkeit.

Nur zwei weitere Spaziergänger sind unterwegs, ansonsten sind wir die Einzigen, die vom Enddorn am Wasser entlang ein paar Schritte Richtung Süden laufen. Zu unserer Linken: die immer höher werdende Steilküste. „So lange wir sie sehen, wissen wir, dass es eiszeitlich gebildetes Land ist“, sagt Wolff und beginnt die Schichten der Steilküste zu erklären. „Der untere, graue Teil ist Geschiebemergel.“ Vor vielen Jahrtausenden wurde das Gemisch aus Ton, Kies, kleinen und gro-

ßen Steinen von kilometerhohen Gletschermassen aus Skandinavien hierher befördert. „Wie ein Bulldozer hat das Eis alles mitgenommen, was ihm in die Quere kam, und es nach dem Abschmelzen hier freigegeben." Die hellere Schicht darüber ist Sand, der sich durch die Schmelzwasserflüsse ablagerte. Heute brüten dort Uferschwalben. „Die wissen, wo sie ihre Nester bauen müssen: in den weichen Sand statt in den harten Mergel", erklärt Wolff.

Nicht nur Schwalben bearbeiten die Steilküste, die an ihrer höchsten Stelle bis zu 60 Meter aufragt, auch die Ostsee frisst sich bei Hochwasser von unten in den Mergel, gräbt tiefe Brandungshöhlen. Im oberen Teil ziehen sich senkrechte Risse durch das Kliff. In sicherer Entfernung von uns liegen Geröllbrocken. Sie müssen kurz zuvor abgebrochen und herabgestürzt sein, nachdem der Regen der vergangenen Tage die Küste aufgeweicht hat.



„Ich bin meinem Rausch verfallen": Bernsteinfischer Henry Engels.

Nicht nur Schwalben bearbeiten die bis zu 60 Meter hohe Steilküste, auch die Ostsee gräbt tiefe Brandungshöhlen



„Das Gold des Meeres."

Wie sich die Küste heute präsentiert, ist nur eine Momentaufnahme", sagt Wolff. Die Natur gibt keine Ruhe, formt die Insel weiter und gibt ihr ihre heutige Form, die an ein Seepferdchen erinnert: Vom Rücken, der Westküste, entreißen Wasser und Stürme Landmassen, tragen im Jahr bis zu 30 Meter Sand ab, um ihn weiter südlich am Gellen, dem Schwanz der Seepferdchens, sowie an der Ostküste Hiddensees wieder abzulegen. Dort sind innerhalb der vergangenen 100 Jahre zwei Landzungen, der Altbessin und der Neubessin, gewachsen: die Seepferdchenschnauze.

Die Küste ist unberechenbar. Nachdem im Jahr 2011 ein zehnjähriges Mädchen von herabstürzenden Geröllmassen beim Kap Arkona auf Rügen verschüttet wurde, wird auch auf Hiddensee vor dem Betreten des Strandes und der Wege oberhalb der Steilküste gewarnt. Wir kehren um, laufen stattdessen zurück Richtung Norden, als er plötzlich auftaucht: Rot, orange, gelb, grün, blau und lila spannt sich ein Regenbogen über die Insel und die Ostsee. Die grauen Wolken werden weiß, lösen sich auf. Über Hiddensee erscheint ein fröhliches Himmelblau.

Christiane Wolff bleibt stehen, blickt dem Farbbogen hinterher. Schon als Jugendliche habe sie oft von Hiddensee über die offene Ostsee gen Westen geschaut, hinüber nach Møn. Nur 60 Kilometer liegt das dänische Eiland entfernt, bei gutem Wetter kann man es von den Höhen des Dornbuschs am Horizont erkennen. Doch für Wolff war die Insel aus der DDR nicht zu erreichen. „Mein Wunsch war es, einmal von Møn nach Hiddensee zu gucken", sagt sie. „Ich habe nie verstanden, warum es nicht möglich ist, einfach dorthin zu fahren und mit neuen Einblicken zurückzukehren."

1980 verließ Wolff die Insel. Nicht Richtung Dänemark, sondern für Abitur und Ausbildung, die sie nahe Stralsund absolvierte. Später studierte sie Biologie, promovierte und kehrte nach Hiddensee zurück. Seit fünf Jahren arbeitet sie hier für den Nationalpark Vorpommersche Boddenlandschaft, der von der Halbinsel Fischland-Darß-Zingst bis zur Westküste Rügens reicht. Dass Wolff ihre Insel heute Gästen aus allen Teilen Deutschlands und der Welt zeigen, die Geschichte und die Natur nahebringen und sie damit auch schützen kann, „ist ein großes Geschenk", sagt sie.

Am liebsten hat es der Bernsteinfischer, wenn für mehrere Tage ein orkanartiger Sturm aus Nordost tobt



„Das ist doch der Wahnsinn!"

Doch nicht nur um die Tourist:innen kümmert sie sich. Auch das Zählen von Küstenvögeln gehört zu ihren Aufgaben. An den Stränden, auf der Ostsee und den flachen Boddengewässern brüten und rasten unter anderem Goldregen-Pfeifer, Austernfischer, Alpenstrandläufer. Auch mehrere Seeadler leben um und auf Hiddensee. „Mit den Vögeln ist es immer ein Glücksspiel. Manchmal zeigen sie sich zu Tausenden, dann wieder scheinen sie sich zu verstecken", sagt Wolff.

Sie lenkt unsere Blicke vom vogelfreien Himmel auf den Boden zu unseren Füßen: „Hier ist eine Donnerkeil-Spur." Die versteinerten Skelettteile von Belemniten, tintenfischartigen Kopffüßlern, die vor etwa 66 Millionen Jahren am Ende der Kreidezeit ausstarben, werden bei Hochwasser aus der Steilküste und dem Sand gespült und zählen zu den uralten Schätzen, die man auf Hiddensee finden kann. Bernsteine, Quarze, klappernde Feuersteine, kreidezeitliche Seeigel und weitere von Christiane Wolff angekündigte Fossilien verstecken sich im Geröllstrand um den Enddorn.

Wir heben Muscheln und ungewöhnlich geformte Steine auf. Aber wer weiß schon, was wir so alles entdeckt haben? Um das herauszufinden, lädt uns Wolff in das Nationalparkhaus der Insel ein. „Kommen Sie, bevor Sie die Insel verlassen. Dann schauen wir uns Ihre Fundstücke genauer an."

Einer, der das Schatzsuchen zum Beruf gemacht hat, ist Henry Engels. Er ist Bernsteinfischer. Statt bei Sturm und Regen miese Laune zu bekommen, freut sich der 52-Jährige über widriges Wetter. Am liebsten hat er es, wenn für mehrere Tage ein orkanartiger Sturm aus Nordost tobt, der die See, Algen und das Seegras aufwühlt, Holz und Muscheln vom Boden aufhebt, um anschließend aus Richtung Südwesten zu pusten und alles Aufgewühlte inklusive einer Ladung des wertvollen Bernsteins vor den Strand zu befördern. Bei einem kräftigen Sturm kann Henry Engels kaum schlafen. Denn sobald der Wind dreht und sich langsam beruhigt, muss er an den Strand. Selbst mitten in der Nacht. Dann steigt der gebürtige Hiddenseer in die Wathose, zieht seine quietschorangene Neoprenjacke über, greift zu Stirnlampe und Kescher.



„Wir können hier selbst fischen."

So wie damals, am frühen Morgen des 18. Januar 2017. Zwei Tage lang hatte ein Orkan mit 130 Kilometer pro Stunde über der Insel geweht. Am Strand angekommen, stieg Engels in das eisige Wasser und leuchtete mit der Taschenlampe vor sich. „Da war alles voller Bernstein! Ich wusste gar nicht, welchen ich zuerst nehmen sollte." Seine Beute in dieser Nacht, der bisher erfolgreichsten seiner Karriere: siebeneinhalb Kilogramm Bernstein. „Von einem solchen Orkan zehren wir mehrere Jahre", sagt Engels. Seit mehr als 20 Jahren lebt er von den Steinen, aus denen er Ketten, Anhänger und Ohrringe herstellt. Auch als geschliffene Kugeln oder eingearbeitet in kunstvolle Treibholzskulpturen bietet er sie in seinem Laden in Kloster an.

Ein falscher Tritt auf den rutschigen Steinen der Mole, die den Strand vor weiteren Abtragungen durch die Ostsee schützt, das Unterschätzen der Strömung – Henry Engels' Bernstein-Jagd ist gefährlich. Er kennt sich aus, bisher ist ihm nie etwas passiert. Aber auch der erfahrene Fischer überschätzt manchmal seine Kräfte. „Einmal kam er mittags von einer Tour zurück, zu der er nachts aufbrach", sagt seine Frau Sandra Engels, die mit ihm die Werkstatt führt. „Sein Bart war weiß vom Salz. Er hatte nichts gegessen, nichts getrunken, hatte Schüttelfrost und Fieber." Engels blickt sie entschuldigend an: „Ich bin meinem Rausch verfallen."

Ein falscher Tritt auf den rutschigen Steinen, eine unterschätzte Strömung – die Jagd nach Bernstein ist gefährlich

Die Sucht nach dem „Gold des Meeres" hat er von seinem Vater geerbt. Auch der war Bernsteinfischer. Eigentlich Hausmeister, sammelte er die Steine nur als Hobby. „Doch der war völlig verrückt danach", erinnert sich Henry Engels. Er scheuchte sogar seine Kinder aus dem Bett oder platzte in den Unterricht der Inselschule, um sie mit an den Strand zu nehmen. Mit dem Bernstein verdiente sich die zwölfköpfige Familie etwas Geld dazu. 50 Pfennig bekamen sie zu DDR-Zeiten für das Gramm Bernstein. „Die besonders großen Steine bewahrten meine Eltern zu Hause auf, verkauften sie, wenn wir Geld brauchten, zum Beispiel für Weihnachtsgeschenke", sagt Engels.

Die Succinite, so die wissenschaftliche Bezeichnung für die Bernsteinart in der Ostsee, entstanden vor etwa 40 bis 50 Millionen Jahren. Damals tropfte Harz aus Kiefern, erhärtete an der Luft. Unter Einfluss von Gletschereis, neuen Sedimentschichten und dem Wasser, in dem die damaligen Nadelwälder untergingen, bildete sich aus dem erstarrten Harz der Bernstein. Dass es sich dabei nicht wirklich um einen Stein handelt, merkt man am Gewicht: Bernstein ist leicht. „Daran erkennen wir ihn am schnellsten", sagt Engels.

Einige seiner Bernsteine tragen einen weiteren Schatz in sich: Insekten oder Pflanzenteile, vom herunterfließenden Harz eingeschlossen und für die Ewigkeit erhalten. „In dem dort sieht man ein komplett heiles Blatt. Das ist doch der Wahnsinn!", sagt Engels und deutet auf einen der Steine in der Glasvitrine seines Geschäfts, in der er besondere Funde ausstellt.

Bernstein ist in den vergangenen Jahren immer teurer geworden. In China haben viele ihre Vorliebe für den Schmuckstein entdeckt. Für eine geschliffene 100-Gramm-Kugel aus schneeweißem Bernstein sind Interessenten aus Fernost bereit, mehrere Zehntausend Euro zu bezahlen. Henry Engels hält nicht viel von dem Hype um den Stein, beobachtet mit Sorge, dass sich kleinere Schleifereien, die den Bernstein zur Verarbeitung einkaufen, die hohen Preise nicht mehr leisten können und aufgeben. „Wir haben das große Glück, dass wir hier selbst fischen können", sagt er. „Ich kaufe auch anderen Hobby-Sammlern Bernstein ab, damit er auf der Insel bleibt und meine Kunden tatsächlich ein Stück Hiddensee mitnehmen können."



„Hände an den Sattel und den Oberkörper etwas nach hinten!"

Hiddensee hat sich seine Ursprünglichkeit bewahrt: Es fehlt an protzigen Wellnesshotels und die Insel ist autofrei

Mit seiner Überzeugung passt er gut auf die Insel: Hier geht es bodenständig zu. Hiddensee ist kein Urlaubsziel für Menschen, die Luxus suchen. Anders als auf anderen Ost- und Nordseeinseln fehlt es an protzigen Wellnesshotels. Die Insel, einst fest in der Hand der Fischer, hat sich ihre Ursprünglichkeit bewahrt. Dazu gehört auch, dass die Insel bis heute autofrei ist. Gäste können Hiddensee stattdessen mit dem Fahrrad, zu Fuß oder auf dem Rücken eines Pferdes erkunden.

„Hier geht es gleich bergab! Hände an den Sattel und den Oberkörper etwas nach hinten“, ruft Matthias Neubauer uns, einer Gruppe von Reitanfänger:innen, zu, als wir auf dem Rücken von Oli, Fee und Sternchen durch die Hügel des Dornbusches schaukeln.

Neben dem etwa einstündigen Ausritt für Reitneulinge bietet Neubauer Touren für Fortgeschrittene an. Außerdem fahren er und seine Kollegen Gäste mit Kutschen und Planwagen über die Insel. Und das seit inzwischen drei Jahrzehnten. Kurz nach der Wende, 1991, setzten der damals 19-jährige Matthias Neubauer und sein Vater mit sechs Pferden und drei Kutschen von ihrer Heimat Rügen nach Hiddensee über. „Es war die Idee meines Vaters“, erzählt Matthias Neubauer. Wilhelm Neubauer hatte als Tierarzt für die Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften der DDR gearbeitet. Nach der Wende mussten viele von ihnen ihre Tiere verkaufen, und Vater Neubauer suchte nach einer neuen Einnahmequelle.

„Wir ahnten, dass sich der Tourismus auf Hiddensee weiterentwickeln wird“, erinnert sich Matthias Neubauer. Natürlich habe es schon vorher Pferde auf der Insel gegeben, doch diese seien meist nur als Arbeitstiere auf dem Feld oder zum Transport von Gütern genutzt worden. „Wir waren die ersten, die sie für touristische Zwecke einsetzen wollten.“ Das kam gut an. Heute gehören 80 Kalt- und Warmblüter, auch kleinere Ponys und Norweger, zu Neubauers Reit- und Fuhrbetrieb. „Wir haben für jeden ein Pferd in der richtigen Größe“, versichert er und ermahnt uns: „Immer schön in der Spur des Vorreiters bleiben!“

Etwa 300 Hektar Land hat Matthias Neubauer auf der Insel gepachtet. Dort wachsen seine Fohlen heran, zudem grasen hier auch seine mehr als 500 Schafe. Für die Landschaftspflege, die sie leisten, erhält Neubauer Förderungen von der Europäischen Union. „Mit der Kombination aus Landwirtschaft und Tourismus komme ich gut über die Runden“, sagt er. Seit 2013 führt er den Betrieb allein. Anders als sein Vater, der über all die Jahre auf Rügen wohnen blieb, wurde Matthias Neubauer auf Hiddensee heimisch.

Auf dem Rückweg zum Stall kommen uns seine zwei Töchter auf ihren Pferden entgegen. „Die machen einen kleinen Ritt in den Sonnenuntergang“, sagt Neubauer. „Der perfekte Ausklang für einen Tag auf Hiddensee.“

„Dann wollen wir mal sehen, was ihr am Strand gefunden habt“, sagt Christiane Wolff, als wir sie am nächsten Morgen im Nationalparkhaus am Ortsrand von Vitte besuchen. Wir greifen in unsere Jackentaschen, legen die Steine und Muscheln auf die Vitrine. Ein versteinerter Seeigelstachel ist dabei, mehrere Donnerkeile. Ein längliches Fundstück schaut sich Wolff genauer an: „Hier hat sich ein Feuerstein um einen Schwamm gewickelt“, erklärt sie. „Das ist etwas Besonderes.“ Und unser ganz persönlicher Schatz der Ostsee.



„Schauen wir uns die Fundstücke genauer an.“



Fotograf Sascha Montag hat schon viele Teile der Welt bereist, und er weiß: Für jeden Ort gibt es die richtige Ausrüstung.



FR7-Autorin Rike Uhlenkamp lässt sich auch von frösteligem Inselwetter nicht davon abhalten, auf Recherche zu gehen.

Wir legen Muscheln und Steine auf die Vitrine. Der versteinerte Stachel eines Seeigels ist dabei und mehrere Donnerkeile



„Der perfekte Tagesausklang.“

Nur keine Scheu – oder gerade doch?

Wer schüchtern ist, legt sich selbst zwar oft Steine in den Weg. Doch die Unsicherheit ist auch ein guter Indikator dafür, wie eine Gesellschaft mit den weniger Selbstbewussten und Lautstarken umgeht

Von Mark-Stefan Tietze

Als ich elf Jahre alt war, steckte die Allergologie noch in ihren Kinderschuhen – so wie auch ich in den meinen. Zu jener Zeit war es nicht möglich, bei beliebigen Haus- oder Hautärzt:innen in der Nachbarschaft Allergietests vornehmen zu lassen. Wer möglicherweise zu allergischen Überempfindlichkeiten neigte, musste sich von Fachleuten an der medizinischen Fakultät der nächstgelegenen Universitätsstadt begutachten lassen. In unserem Falle war dies Marburg. Meine Eltern verfrachteten mich deshalb eines Tages in den Opel Kadett, und wir begaben uns durch allerlei Hügelketten auf den anderthalbstündigen Weg an die Lahn.

An die Uni-Gebäude und die eigentliche Testprozedur auf meinem Unterarm erinnere ich mich überhaupt nicht mehr. Woran ich mich aber erinnere: Ich bekam zur Entschädigung für die erlittene Piekserei eine Eistüte mit drei Kugeln, und wir stiefelten anschließend die malerischen Einkaufsstraßen Marburgs hinauf und hinab.

Vor einem abschüssigen Straßencafé erblickte ich, an einem Tisch zwischen Studierenden sitzend, einen Mann mit Halbglatze, längerem Resthaar und herabhängendem Augenlid, den ich zu erkennen glaubte. Ich riss mich von meinen Eltern los, lief zu dem Grüppchen hin und fragte den Mann aufgeregt: „Entschuldigen Sie, sind Sie Karl Dall?“

„Nein“, entgegnete der Angesprochene mürrisch, was mir noch wochenlang als das Witzigste erschien, was in diesem Moment gesagt werden konnte. Aber selbstverständlich war dieser Mann Karl Dall! Ich hatte kurz zuvor einen Radioauftritt von Insterburg & Co. auf Cassette aufgenommen bekommen, der Komikergruppe, in der Dall mitspielte, und war von einem Onkel mit Illustriertenfotos des unverkennbaren Gesichts bekanntgemacht worden. Deshalb fragte ich zaghaft weiter: „Kann ich ein Autogramm kriegen, bitte?“ Karl Dall verdrehte genervt die Augen. Er griff in seine Manteltasche und drückte mir eine Autogrammkarte in die Hand. Dazu sagte er etwas Unverschämtes wie: „Und nun mach aber, dass du fortkommst, Rotzlöffel!“

Ich war schockiert, bedankte mich nach einer Schrecksekunde trotzdem artig und trottete mit rotem Kopf und der signierten Karte davon. Ich bin damals nicht besonders schüchtern gewesen. Aber ich merkte, dass ich den Schatz in meiner Hand nur hatte ergattern können, indem ich Unfreundlichkeiten über mich ergehen ließ – einige jener Grobheiten, für die Karl Dall Jahre später im Privatfernsehen berühmt werden sollte.

Von diesem Tag an waren mir zwei Sachverhalte klar: Man musste mit irritierenden, spöttischen oder beschämenden Reaktionen rechnen, wenn man arglos fremde Leute ansprach; das hatte mir der Komiker beigebracht. Und auf Substanzen aus der blühenden Natur, die für andere harmlos oder wunderschön sein mochte, reagierte ich in Frühjahr und Sommer mit körperlicher Abwehr. Das „Draußen“ wurde also saisonal zum feindseligen Ort; das hatte letztendlich der Allergietest ergeben. Ohne diese Erfahrungen dramatisieren zu wollen: Sie werden wohl ein paar Spuren in meinem Gemüt hinterlassen haben.

Fortzsetzung auf Seite 8

> > >